



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 31, 11. 08

Tymofij Havryliv

Du sollst Weiß nicht verraten!

Literatur im Herbst: Ukraine 14.11. – 16.11.2008

Das Programm im Odeon

Juri Andruchowitsch im Gespräch mit Erich Klein

Das Haus steht leer ...

Erich Klein: In einem Essay sprechen Sie von der Notwendigkeit, die Vergangenheit von der Zukunft und die Zukunft von der Vergangenheit zu befreien. Warum wollen Sie die Geschichte loswerden?

Juri Andruchowitsch: Es geht mir nicht darum, rein geschichtswissenschaftliche Texte zu schreiben, die für mich grundsätzlich interessant sind; mehr interessiert mich aber das, was ich von heute aus interpretieren kann. Die Vergangenheit ist ein wichtiger Teil der menschlichen Struktur – ohne diese Komponente wäre sie höchst gefährdet. Mich haben immer Brücken interessiert, die mich mit dem Teil der Welt, in dem ich lebe, und einem anderen, der zum Beispiel Europa heißt, verbinden – selbst wenn diese Brücken nicht mehr existieren. Kürzlich hörte ich von der Geschichte der Konzentrationslager bei Thalerhof in der Nähe von Graz – einer dramatischen Episode aus dem Ersten Weltkrieg. Dort wurde im September 1914, gleich zu Kriegsbeginn, ein Lager für internierte Westukrainer aus Galizien, Bukowina und aus Transkarpathien eingerichtet, für Menschen, die sich als »russophil« deklariert hatten. Man warf diesen Staatsbürgern der k.u.k. Monarchie vor, »innere Feinde« zu sein. Einige Tausend von ihnen wurden nach Thalerhof gebracht, wo sich jetzt der Flughafen befindet. (Seite 3)



Editorial

Literatur aus der Ukraine

Politische und literarische Prozesse verlaufen in seltenen Fällen parallel – Ausnahmen wie die Ukraine bestätigen die Regel. Das »Grenzland« zwischen West und Ost bot sich seit der »orangenen Revolution« der Jahre 2004/2005 nicht nur als flächenmäßig größter Staat Europas an, das Lob der Kritik, das ukrainischen Autoren in den letzten zehn Jahren zuteil wurde, mutet geradezu gespenstisch an. Es grenzt fast an jene »Ukrainomanie«, von der Joseph Roth in den 1920er gesprochen hatte. Kakanische Nostalgie über Galizien und die Bukowina war schon damals nicht mehr angebracht – sie ist es umso weniger, nachdem das »west-östliche Gelände« (Paul Celan) zwischen Don, Dnjepr und Donau in den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts ermordet, zerstört und deportiert wurde. Die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl markierte den Anfang vom Ende der Sowjetmacht, deren tatsächliches Ende zugleich die Chance zum Neubeginn bot. Alles, was bis dahin geschrieben wurde, wurde einfach dem Vergessen überantwortet. Jurij Andruchowytch, der prominenteste ukrainische Autor, charakterisierte die Situation gleichermaßen selbstironisch wie selbstbewusst als »letztes Territorium«. Für manche ist die Ukraine seitdem das Zentrum Europas.

Der Autor und Übersetzer Jurko Prochasko, Eröffnungsredner der diesjährigen *Literatur im Herbst*, bezeichnete seine Heimatstadt Lemberg als »leere Muschel, die übrig blieb«. In deren Wendungen und Windungen haben sich neue literarische Zentren einen Namen gemacht: Lemberg, Iwano-Frankiwsk, Kiew und Charkow/Charkiw. Jurij Andrucho-

wytch lässt in seinem jüngsten Roman *Geheimnis* noch einmal Revue passieren, wie alles begann. Viktor Neborak, an der Epochenchwelle der 1990er Jahre zusammen mit Andruchowytch Begründer der literarisch einflussreichen Performance- und Possenreißergruppe *Bu-Ba-Bu*, arbeitet mittlerweile am Mythos vom »Lemberger Text« in der ukrainischen Literatur. Tymofiy Havryliv beschreibt den Weg zu »seiner Ukraine« als Odyssee. Taras Prochasko und Ostap Slyvynsky bewegen sich abwechselnd auf spekulativem und experimentellem literarischen Terrain. Der in Charkow/Charkiw lebende Serhij Zhadan kann alles: Wien, das Zentrum der Habsburgermetropole, besingt er in einem seiner bislang acht Lyrikbände als »Geschichte der Kultur zu Anfang des Jahrhunderts«, sein letztes Buch *Anarchy in the UKR* zollt dem Anarchokommunismus im Südosten des Landes Tribut. Die russische Literatur des sprachlich mitunter geteilten Landes wird durch den Satiriker Andrej Kurkow und den Lyriker Igor Pomeranzew repräsentiert – letzterer tut das mit einem großen Gedicht, das den bezeichnenden Titel *KGB* trägt. Einen Weg in das »Land der Väter« zurück mit bizarren Zwischenstationen zeichnet der in Boston lebende Askold Melnyczuk in seinem neuen Roman *Das Witwenhaus*. In die entgegengesetzte Richtung »nach Europa« – im letzten Jahrzehnt der Weg von zwei Millionen ukrainischen Arbeitsmigranten – führt Natalka Sniadanko mit ihrer *Sammlung der Leidenschaften*. Der Kreis dieser kleinsten Geschichte der neuesten ukrainischen Literatur schließt sich mit Claudia Erdheims dokumentarischem Familien-Roman *Längst nicht mehr koscher*.

Die Wiener Autorin begibt sich ins galizische Drohobycz, woher ihre Vorfahren stammten. Doreen Daume stellt *Die Zimtläden*, ihre hochgelobte Neuübersetzung des polnischen Klassikers von Bruno Schulz, vor. Über den 2. Weltkrieg und dessen ukrainischen Schauplatz in Wassili Grossmanns *Leben und Schicksal* spricht die Übersetzerin Elisabeth Markstein. In der traditionellen Podiumsdiskussion, an der u. a. der Autor und Galizienkenner Martin Pollack teilnimmt, wird die, angesichts des jüngsten politischen Erdbebens im Kaukasus, dringliche Frage gestellt: »Ukraine – Zentrum Europas?« *Special guest* der diesjährigen *Literatur im Herbst* ist der rumänische Autor Mircea Cărtărescu, der aus seinem neuen Buch *Warum wir die Frauen lieben* liest.

Erich Klein

Impressum: *Der Hammer* – Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 31/2008
Redaktion und Mitarbeit: Juri Andruchowytch, Walter Fangler, Erich Klein, Tymofij Havryliv. Foto: Susanne Schleyer. Koordination: Marianne Schwach. Alle: A-1010 Wien, Schönlaterngasse 9. Telefon 0043(1)512 83 29 Fax 0043(1)513 19 629 e-mail: marianne.schwach@alte-schmiede.at

Der Hammer 31 erscheint in einer Auflage von 32.000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, November 2008, Nummer 262. Grafische Gestaltung: fuhrer



Fortsetzung von Seite 1

Sie mussten ohne Baracken und Zelte im Freien lagern, im ersten Winter starben unzählige Häftlinge. Heute weiß niemand mehr davon, selbst die dortigen Anrainer haben keine Ahnung, was da einmal geschah. Bei uns kommt der Name Thalerhof immer dann ins Spiel, wenn über Stalinismus, die russischen Repressionen und den roten Terror diskutiert wird – als ein Beispiel dafür, dass die Europäer sich für uns nicht interessieren, dass sie ohnedies nur Mord und Totschlag bringen und uns verachten.

Erich Klein: Wer waren diese russophilen ukrainischen Untertanen der Monarchie?

Juri Andruchowytsh: Ein Teil der westukrainischen Elite, Leute, die russische Bücher zu Hause hatten, sich politisch engagierten, einige orthodoxe Priester, auch viele einfache Menschen, die griechisch-katholisch waren. Man begann zu dieser Zeit in Galizien die »ukrainische Idee« zu diskutieren, erstmals sprach man von einer ukrainischen Nation, eine Nationalbewegung war gerade im Entstehen begriffen – die Bedingungen waren liberaler als in Russland. Die Russophilen waren deren Gegner.

Erich Klein: Weil sie pro-russisch argumentierten.

Juri Andruchowytsh: Sie verstanden sich als Teil eines vereinigten russischen Volkes – ähnlich wie Adolf Hitler keine österreichische Nation erlaubte und nur von einem deutschen Volk sprach. Historisch und politisch waren die Russophilen in Bezug auf die Zukunft der Ukraine unproduktiv und »verräterisch« – in Wirklichkeit stellten sie aber nur eine absurde und gänzlich harmlose Gruppe dar. Dass man sie so misshandelt hat, muss man als Kriegsverbrechen verstehen – es wurde auch als der erste Genozid in Europa bezeichnet.

Erich Klein: Machen wir einen Sprung in unsere eigene Geschichte. Sie gehörten dem sogenannten literarischen Untergrund an und haben in Moskau am Gorkij-Institut studiert. In einigen Ihrer Bücher wird die Situation dieser meist unpolitischen, literarischen Nebenwelt recht sarkastisch beschrieben. Wie groß war das Engagement der ukrainischen Autoren? Von den russischen Schriftstellern weiß man – wenn sie ehrlich darüber sprechen –, dass sie sich nicht ganz unbehaglich in diesem Untergrund eingerichtet hatten.

Juri Andruchowytsh: Es bestand ein gewaltiger Unterschied zwischen der Situation in Moskau und der in der Ukraine, hier war alles sehr viel strenger. Als Untergrundkünstler war man in Moskau nonkonformistisch und irgendwie verdächtig, hier wurde man doppelt verdächtig: zum Außenseitertum als Künstler kam die Fata Morgana des ukrainischen Nationalismus dazu. Ich habe das Ganze allerdings nur noch kurz erlebt. Als Gorbatschow mit seinen Programmen auftrat, glaubte anfangs niemand daran, dass sich etwas ändern würde – bis die Freiheiten von Monat zu Monat immer größer wurden. Ich habe damals, im Jahr 1985, mit einigen Freunden die Gruppe Bu-Ba-Bu gegründet. Das war ein deutliches Zeichen, dass die Frontlinien von gestern nicht mehr ganz aktuell waren. Plötzlich gab es nicht mehr nur die prosowjetische und propagandistische, das heißt die offizielle ukrainische Literatur und dem gegenüber die dissidente, antisowjetische Literatur – die Leute begannen einfach gute literarische Texte zu schreiben.

Erich Klein: Auf Ukrainisch zu schreiben hatte keine politische Bedeutung?

Juri Andruchowytsh: Das allein war zu wenig. Wurden aber zum Beispiel die Metaphern eines Textes von den entsprechenden Kontrollorganen analysiert, konnte einem daraus jederzeit ein Strick gedreht werden. Der KGB hatte anonyme Experten zur Verfügung: Universitätsdozenten, Literaturkritiker oder erfolglose Dichter, die mit dem Regime kollaborierten. Man konnte sehr leicht zum Opfer dieser »Experten« werden. Der zuständige KGB-Offizier bekam einen Bericht, in dem es hieß, der Autor sowieso verwendet in seinen Texten Bilder, die man als »antisowjetisch«, »dekadent«, und »hoffnungslos« einstufen muss, das Ganze zeugt von einer »pro-westlichen Weltsicht«. Es war der erste Schritt, um in das Feld ihrer Aufmerksamkeit zu geraten, man wurde dann bespitzelt. Bei der ersten Gelegenheit konnte gegen diese Person dann etwas unternommen werden.

Erich Klein: Ist Ihnen das noch passiert? In Ihrem Roman *Moscoviada* gibt es die Beschreibung eines Gesprächs mit einem KGBler?

Juri Andruchowytsh: Im Jahr 1980 hatte ich einige Gespräche mit ihnen. Mein erster Gedichtband sollte in Kiew erscheinen. Sie zeigten mir verschiedene solcher »Rezensionen« meiner Gedichte. Einige der literarischen Nonkonformisten haben in einer derartigen Situation, wenn die Sache bedrohliche Ausmaße annahm, die Möglichkeit zur Flucht nach Moskau oder in den hohen Norden des Landes ergriffen.

Erich Klein: Sie haben das nicht gemacht.

Juri Andruchowytsh: Einige Bekannte aus der älteren Generation haben sich gerettet, indem sie nach Moskau gingen. Man konnte zum Beispiel am Gorkij-Institut studieren, obwohl man in der Ukraine schon aus zwei, drei Universitäten hinausgeflogen war. Es war bizarr. Man musste sich in den Rachen des Monsters begeben, um sicher zu sein. In der Megapolis Moskau konnte man sich eine Zeitlang verstecken. Einige lebten als Hirschjäger im hohen Norden Russlands. Der KGB kontrollierte die Situation auch dort. Aber wenn sich jemand ein paar Jahre nur mit Hirschen befasste, fanden sie das in Ordnung. Publizieren konnte er dort ohnedies nicht, und die Ukraine hatte ihre Ruhe.

Erich Klein: Sie haben in Moskau studiert. Eines der wichtigsten Themen zahlreicher westukrainischer Autoren und Übersetzer Ihrer Generation war die Beschäftigung mit der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mitunter bekommt man dabei den Eindruck, zwischen Czernowitz und Lemberg habe alles einen schönen Kaiser-Franz-Joseph-Bart umgehängt bekommen, obwohl die Bevölkerungen dieser Städte auf altbewährte Weise »ausgetauscht« und extrem sowjetisiert worden waren.

Juri Andruchowytsh: Ich habe in meiner Kindheit Leute gekannt, die jene Welt noch erlebt hatten und regelmäßig zu meiner Großmutter auf Besuch kamen. Es war ein Art geheimer Bruno-Schulz-Club: ziemlich alte Frauen, die eigentlich Freundinnen meiner Urgroßmutter gewesen sein müssen, denn sie sprachen meine Großmutter immer mit »Kindchen« an. Mich brachte das immer zum Lachen – meine Oma ein »Kindchen«. Die Relativität des Alters verstand ich noch nicht, die Bilder aber, die Eindrücke, die diese alten Frauen bei mir hinterließen, waren für mich eine wichtige Tür in eine andere, ferne Welt. Diese Welt lag zwar weit hinter uns, aber sie musste irgendwann auch ganz nahe hier gewesen sein. Ich nehme an, diese Dinge spielen sich auf einer sehr lyrischen Ebene ab – es ist wie ein Baum, den du in der Kindheit siehst und nie mehr vergisst; es geht um die Erinnerung an ein bestimmtes Pferd, an dieses Haus, nämlich genau dieses eine Haus oder



Fortsetzung von Seite 3

genau diesen Garten. Diese Frauen gehören zur Kategorie solcher Eindrücke und sind ein Teil meiner Bilderwelt, die ich vermutlich ein Leben lang immer wieder sehen werde.

Es gibt dann aber noch einen anderen Aspekt der k.u.k.-Welt. Ich glaube ganz und gar nicht, dass es Legenden und Mythen waren, denen wir nach der Wende, also nach 1991, mit unserem Interesse an Habsburg aufgesessen sind. Uns ging es nicht um Habsburg-Nostalgie oder etwas ähnlich Kitschiges. Für meine Generation, die damals gerade um die dreißig war und deren aktive Phase gerade begann, ging es viel mehr um die Zukunft als um die Vergangenheit. Die Habsburg-Welt und das Wienerische waren etwas, das wir als ästhetische, politische und kulturelle Alternative brauchten, um eine neue Ukraine zu schaffen. Vor allem hat es bedeutet, dass die Ukraine, kulturell, historisch und auch politisch auf die Zukunft bezogen, nicht nur zum russischen Teil der Welt gehörte – es hatte auch eine andere Ukraine gegeben.

Erich Klein: In Lettland wurde in einer durchaus vergleichbaren Situation öfter ein markiger, aber durchaus mit realer Geschichtserfahrung aufgeladener Spruch gebraucht: »Lieber in klaren deutschen Wassern untergehen als in russischen Sümpfen.«

Juri Andruchowytsh: Die Letten sind Zyniker! Ich habe einmal versucht, Russland und Österreich in Bezug auf ein für mich als Autor wichtiges Moment gegenüberzustellen: Ich kann nur in einer Sprache meine Welt schildern – auf Ukrainisch. Im zaristischen Russland waren Bücher, die auf Ukrainisch geschrieben wurden, verboten. Diese Bücher konnten nur in der Westukraine, auf österreichischem Territorium, veröffentlicht werden. Die Autoren aus der sogenannten großen Ukraine, aus Kiew etwa, publizierten im Ausland, in Lemberg oder in Czernowitz. Nur dank dieses anderen Organismus, in dem dieser Teil der Ukraine existierte, bekamen sie die Möglichkeit, sich irgendwann in der Zukunft zu verwirklichen. Wenn wir in der Ukraine über unsere Lage diskutieren, kommt oft die Rede auf Weißrussland: Warum, fragen wir uns dann, gelingt den Weißrussen in politischer Hinsicht keine Demokratisierung? Die Antwort ist klar – Weißrussland befindet sich dort, wo es heute ist, weil es keine Zeit unter den Habsburgern hatte.

Erich Klein: Sie beleidigen damit alle kritischen Geister in Österreich, deren Lieblingsthese noch immer das habsburgische Völkergefängnis ist.

Juri Andruchowytsh: Es gibt verschiedene Gefängnisse – was das russische Gefängnis betrifft, so war es sicher schlimmer als das der Habsburger, das den Gefangenen zumindest erlaubte, zu überleben. Wenn Sie die Opfer nicht beleidigen wollen, der Ausdruck Völkergefängnis gehört zu Russland! Es gibt eine amüsante Beobachtung eines holländischen Autors, der einmal darauf hinwies, dass Kaiser Franz Joseph nie »mein Volk« sagte, sondern immer nur von »meinen Völkern« sprach. Das war damals schon eine Art EU-Projekt.

Erich Klein: Die Sowjetunion ist untergegangen, die Geschichte lässt sich nicht umschreiben. Wenn Sie sich einen Moment lang vorstellen, es hätte keine Oktoberrevolution gegeben – was wäre in der Ukraine geschehen?

Juri Andruchowytsh: Das ist eine gute Frage für einen Roman. Wir hätten ein radikal anderes Bild des ganzen 20. Jahrhunderts. Aus

ukrainischer Sicht hätte es schon nach dem Ersten Weltkrieg eine mehr oder weniger gute Chance für einen unabhängigen Staat gegeben – er war schon im Entstehen, wurde aber im Krieg verloren. Dieser Staat hatte aber einfach zu viele Feinde – an allen Fronten.

Erich Klein: Wer war schuld daran?

Juri Andruchowytsh: Das weiß ich nicht – aber natürlich gab es keine ausreichende politische Erfahrung. Die Ukraine hatte keine wirkliche politische Elite, und die, die es gab, war politisch ungeschickt. Vermutlich wäre eine Konföderation entstanden, die das Zarenreich abgelöst hätte. Wie es weitergegangen wäre, keine Ahnung. Vielleicht wäre es zu keinem Zweiten Weltkrieg gekommen. Was die Zwischenkriegszeit betrifft – das sage ich jetzt aus der Sicht meiner Vorfahren, zum Beispiel meines Großvaters –, so sahen die Menschen in der Westukraine die Entwicklungen in der Sowjetukraine teilweise auch als

Der KGB hatte anonyme Experten zur Verfügung – Universitätsdozenten, Literaturkritiker oder erfolglose Dichter, die mit dem Regime kollaborierten. Man konnte sehr leicht zum Opfer dieser »Experten« werden

durchaus positiv an: alles, was mit Kultur und Entwicklung der ukrainischen Sprache zu tun hatte, die Tatsache, dass es in Kiew Radiosender gab, die auf Ukrainisch gesendet haben. Dieses Moment war für die spätere ukrainische Geschichte sehr wichtig, in den 1920er Jahren wurde der Grundstein für eine moderne »Prä-Nation« gelegt.

Erich Klein: Sie meinen die *korenisatija*, die von den Sowjets landesweit durchgeführt wurde, die »Verwurzelung« der sogenannten kleinen Völker, die dann unter Stalin wieder aufgehoben wurde. Deren Protagonisten wurden als »Nationalisten« angeklagt und ermordet.

Juri Andruchowytsh: Ja, ich spreche von dieser »Ukrainisierung«.

Erich Klein: Warum weiß die Welt nichts vom in den 1930er Jahren folgenden *holodomor*, der organisierten Hungersnot mit Millionen von Toten in der Ukraine? Deren Leugnung ist wie die Leugnung des Holocaust in der Ukraine mittlerweile unter Strafe gestellt.

Juri Andruchowytsh: Ich würde sagen, die Welt weiß davon, es wird mittlerweile diskutiert, es steht auf der Agenda – westliche Wissenschaftler und Intellektuelle haben zur Erforschung des *holodomor* sehr viel beigetragen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis noch mehr darüber geschrieben wird. Dabei geht es nicht nur um den *holodomor*, sondern vor allem darum, dass man über das Land sehr viel mehr wissen müsste, dann wird auch diese Frage diskutiert.

Erich Klein: Ihr Roman *Zwölf Ringe* hat vor etlichen Jahren einen handfesten Literaturskandal in der Ukraine ausgelöst. In Lemberg wurden Steine in die Schaufenster von Buchhandlungen geworfen. Was hat die Leute an Ihrer Darstellung des ukrainischen Dichters Antonytsch so sehr empört?

Juri Andruchowytsh: Es war nicht ganz so dramatisch. Ich habe die Figur von Bohdan-Ihor Antonytsch in einer fiktiven Biographie



sehr frei interpretiert. Das hat ältere Kollegen, für die Antonytsch ein Heiliger ist, empört und beleidigt. Zum Vergleich: Antonytsch ist für uns eine Figur vom Maßstab eines Georg Trakl. Die Art, wie gegen das Buch protestiert wurde, war einigermaßen barbarisch, ein Buch zu verbieten ist nicht gerade die beste Methode der Diskussion.

Erich Klein: Es wurde tatsächlich verboten? Von wem?

Juri Andruchowytsh: In einer Lemberger Buchhandlung wurde es einfach nicht aufgestellt. Die Direktorin, auf die einige ältere Dichter Einfluss haben, weigerte sich, das Buch zu verkaufen. Es war eine ziemlich gute Werbung für meinen Roman! Das Ganze hatte seinen Ursprung in einem grundsätzlichen Generationskonflikt: Für eine Reihe älterer Kollegen, die den Großteil ihres Lebens unter dem Sowjetsystem lebten, war alles einfach schwarz-weiß. Im Fall von Antonytsch, der ein guter Dichter war, bedeutet das, dass er zu einer unberührbaren Figur wurde, er durfte auch nicht neu interpretiert werden. Ich dachte, ich würde mit meinem Text meine persönliche Wertschätzung zum Ausdruck bringen, was eigentlich auch gelang; eine Reihe junger Leute begann Antonytsch nach der Lektüre meines Buches wieder zu lesen. Der Konflikt war bezeichnend für die allgemeine kulturelle Situation in der Ukraine: Die verschiedenen Generationen wurden nach der Wende radikal voneinander getrennt, in weltanschaulicher wie ästhetischer Hinsicht. Um es ein wenig schematisch zu sagen: Die Älteren beharren auf der Position der Nationaldichtung, nationale Werte haben noch immer Priorität. Die jüngere Generation ist eher kosmopolitisch und liberal. Antonytsch war für mich nicht als ukrainisches Nationalheiligtum interessant, sondern weil er eine Art Pariser Modernist war, ein Rimbaud, Garcia Lorca oder Morrison.

Erich Klein: Sie haben einmal beschrieben, wo die eigentlichen Kultur Grenzen zwischen Ost und West verlaufen, die für jüngere Zeitgenossen viel substanzieller und aktueller sind als alle sogenannten großen historischen Konstellationen. Es gebe eine Welt, in der die Sänger Alla Pugatschowa, Filip Kirkorow oder Jossif Kobson eine Realität darstellen, und eine andere, in der man von diesen Leuten noch nie ein Wort gehört hat. Eine kleine Episode aus dem Sommer 2006: Zur Eröffnung des Pinchuk-Zentrums für Moderne Kunst in Kiew, das heute als einer der prominentesten Kunstorte der Ukraine gilt, wurde auch Jossif Kobson eingeladen.

Juri Andruchowytsh: Nicht schlecht! Jossif Kobson ist für mich eine ganz und gar negative Gestalt: Er steht für den ganzen Kitsch der sowjetischen Popmusik, er ist das, was man den Homo sovieticus im schlechtesten Sinn nennt. Wenn er zu Pinchuk als *special guest* kommt, dann ist es als Zentrum für moderne Kunst wohl noch nicht ganz richtig konzipiert.

Erich Klein: Sie haben mehrfach darauf hingewiesen, dass Sie Kiew nicht mögen.

Juri Andruchowytsh: Das war ein einziger Essay, der die trübe Hysterie der 1990er Jahre behandelte. Ich habe in der Zwischenzeit zahlreiche Liebeserklärungen an Kiew abgegeben und ›widerrufen‹.

Erich Klein: Wenn Menschen, die älter als dreißig sind, noch immer Gedichte schreiben, so sei das ein bisschen peinlich – halten Sie an dieser Auffassung noch immer fest? Sie haben selbst mit dreißig aufge-

hört, Lyrik zu schreiben, gingen zur Prosa über, in der Zwischenzeit befassen Sie sich aber auch wieder mit Gedichten.

Juri Andruchowytsh: Ich wurde ein Jahrzehnt lang gefragt, warum ich keine Poesie mehr schreibe. Ende der 1990er Jahre hatte ich eine Antwort gefunden: »Ich sehe keinen Unterschied zwischen Poesie und Prosa.« Ich meine das ganz ernst, und es hat mit der Tatsache zu tun, dass Schreiben und Literatur überhaupt für mich eine Art Ersatz darstellen. In Wirklichkeit sollte ich Musiker sein – alle Lebensfreude und lebendige Dramatik, beziehe ich aus der Musik. Leider wurde ich von meinen Eltern nie gezwungen, ein Musikinstrument zu lernen. Als ich ein Teenager war, war es schon zu spät, richtig Gitarre spielen zu lernen. Ich träumte davon, für eine Rockgruppe Texte zu schreiben. Weil Rockmusik aber verboten war und es für eine ukrainische Rockgruppe damals sicher keine Möglichkeit gegeben hätte, Songs aufzunehmen, wurde bei mir daraus die Beschäftigung mit Poesie. Meine musikalischen Erfahrungen haben sich im Lauf der Jahre etwas gewandelt und erweitert – mittlerweile kann ich, weil ich bekannt genug bin, zusammen mit Musikern CDs aufnehmen und meine Texte singen. Übrigens bezieht sich der erste Satz aus den *Zwölf Ringen* darauf: »Alles, was wir uns wünschen, tritt notwendigerweise auch ein.« Aber es kommt immer ein bisschen zu spät. Das sagt Karl Joseph Zumbrennen in seinen Briefen aus der Ukraine. Wenn ich es aus dieser Perspektive betrachte, macht es keinen Unterschied, ob ich Prosa, Poesie oder Essays schreibe.

Erich Klein: Es geht immer um den Rhythmus.

Juri Andruchowytsh: Ja – eher. Wenn ich an einem Roman schreibe, kommt immer der Moment, wo ich mich in Wirklichkeit als Sänger verstehe. Alles wird sehr prosaisch beschrieben, plötzlich entsteht eine Art rhythmischer Manie, es tauchen innere Reime auf. Ich erlebe das wie eine Mahnung und weiß dann, dass ich doch eher ein Poet bin. Objektive Prosa zu schreiben ist für mich quälend, die Dinge der Außenwelt werden in der Prosa zu unglaublicher Routine. Ich versuche immer, die Prosa rasch hinter mir zu lassen, um zu jenen Teilen des Romans zu gelangen, die mich mehr interessieren. In den inneren Monologen herrscht mein lyrisches Ich!

Die Habsburg-Welt und das Wienerische waren etwas, das wir als ästhetische, politische und kulturelle Alternative brauchten, um eine neue Ukraine zu schaffen

Erich Klein: Vor nicht allzu langer Zeit haben Sie eine Anthologie amerikanischer Beat-Lyrik mit Ihren eigenen Übersetzungen herausgegeben und begonnen, wieder Gedichte zu schreiben.

Juri Andruchowytsh: Das war zu Beginn der 2000er Jahre. Ich habe mich als Lyriker gänzlich umorientiert. Die Gedichte, die ich bis 1990 schrieb, waren das genaue Gegenteil dessen, was ich heute mache.

Erich Klein: Am Ende des Romans *Zwölf Ringe* fliegt der Kopf des Protagonisten Zumbrennen auf fantastische Weise nach Wien, bis zur Kaisergruft. Lässt man einmal die Habsburgerwelt beiseite, deren ehemalige Grenzen auch im heutigen Europa wieder ein gewisse Rolle spielen, so war der Zweite Weltkrieg eine entscheidende Bruchlinie im sogenann-



Fortsetzung von Seite 5

ten »kurzen« 20. Jahrhundert. Sie haben das am Beispiel Ihres Vaters beschrieben, der im Krieg auf abenteuerliche Weise nach Wien verschlagen wird. Die ukrainische Gesellschaft wurde damals in einem inneren Bürgerkrieg zwischen Kollaboration und Widerstand zerrissen; vom nicht geringen ukrainischen Antisemitismus war noch gar nicht die Rede.

Juri Andruchowytsh: Die Geschichte ändert sich für mich radikal erst im Jahr 1991. Alles, was bis dahin geschah, hat in Bezug auf die Verantwortlichkeit der Ukraine eine ganz andere Qualität: Sie war kein Subjekt der Geschichte. Jetzt sind wir als ein Subjekt wahrzunehmen. Die ganze Geschichte und die Erfahrungen, die wir gemacht haben, müssen von uns selbst in einer sicherlich noch schwierigen Auseinandersetzung aufgearbeitet werden: der Antisemitismus, die Kollaboration, die massenhafte Vernichtung der Polen in Wolhynien durch die Ukrainer. Um diese Möglichkeit zu haben, mussten wir aber zuerst unsere Staatlichkeit bekommen. Alles, was davor geschah, war immer nur von jenem Regime erzwungen, das von der Sowjetmacht benutzt wurde. Was als ukrainischer Nationalismus galt, war auch ein Teil dieses Systems.

Erich Klein: Erklären Sie mir, warum ich, wenn ich mit dem Auto von Lemberg nach Kiew fahre, ständig neu angelegte Soldatenfriedhöfe sehe, in denen deutsche Soldaten gemeinsam mit ukrainischen Soldaten begraben sind. Ein Dauerthema im Kiewer Parlament sind Pensionen für die Ukrainische Aufständischen Armee, die UPA, die gegen die Rote Armee gekämpft hat.

Juri Andruchowytsh: Sind das die Deutschen, die diese Friedhöfe herrichten? Ich habe noch nie einen gemeinsamen Friedhof von Deutschen und UPA-Soldaten gesehen. Sie waren 1943 Feinde. Die UPA entstand als Widerstandsbewegung gegen die deutschen Besatzer und als Partisanenarmee gegen die Polen in Wolhynien. Wenn es solche gemeinsamen Friedhöfe gibt, sollten wir sie in Ruhe lassen. Ich glaube aber, dass es sich eher um Friedhöfe mit Soldaten der Legion »Galytschina« handelt.

Erich Klein: Das waren jene Ukrainer, die als SS-Division auf Seiten des Dritten Reiches kämpften?

Juri Andruchowytsh: Ja. Das wichtigere Problem ist tatsächlich die UPA: Die heutige Kanonisierung der Aufständischenarmee ist sicher falsch, aber man muss es als objektiven Umstand ansehen, dass sie für die ukrainische Bevölkerung in den Dörfern der Westukraine während des Zweiten Weltkriegs die einzige Möglichkeit war, sich selbst zu verteidigen. Alle andern waren ihre Feinde. Es ist ein ukrainisches Problem, dass gerade diese Armee die nationale Idee der Ukraine vertrat. Es ist eine Tragödie, wenn ausgerechnet Bauern, die für mich am wenigsten geeignet sind, ein Nations-Projekt zu realisieren, eine derartige Mission bekommen. Es war für die Ukraine wirklich ein Problem, dass andere Gesellschaftsschichten oder Gruppen dafür viel zu schwach waren – was die Ukraine ist, darüber können wir erst ernsthaft seit 1991 reden.

Erich Klein: Wie wichtig war oder ist die ukrainische Emigration nach Nordamerika? Dort wurden zahlreiche ukrainische Institutionen geschaffen, es wurde eine große ukrainische Enzyklopädie herausgegeben. Gibt es Ukrainer, die ähnlich wie der Russe Solschenizyn nach dem Ende der Sowjetunion in die Heimat zurückkehrten?

Juri Andruchowytsh: Solschenizyn kam immerhin zurück – die Ukrainer tun das nicht. Ende der 1980er Jahre gab es kurze Flitter-

wochen. Damals sagte man bei uns: In der Ukraine ist alles schlecht, das bedeutet aber nicht, dass die Ukrainer nur unfähig sind. Man muss nur nach Kanada oder in die USA schauen, dort schaffen sie auch etwas, sie sind durchaus erfolgreich. Das war natürlich nicht die ganze Wahrheit, weil die ukrainischen *communities* auch in Nordamerika nicht äußerst erfolgreich sind. Es gibt eine Mittelklasse, aber fast keine wirklich prominenten Personen, die internationale Bedeutung hätten. Dass jemand drei oder vier Autos hat, war Anfang der 1990er Jahre noch ein überzeugendes Argument. Fragt man aber: Wo sind denn die aus der Ukraine stammenden Filmproduzenten, Bankiers und Kongressabgeordneten, dann bekommt man leider keine Antwort. Und natürlich traten diese Ukrainer, wenn sie nach Kiew kamen, sehr anspruchsvoll auf – sie meinten, sie müssten das Leben hier beeinflussen. Einige kauften Wohnungen in Kiew, es sind aber nur sehr wenige hier geblieben. Ich werfe niemandem vor, dass er nicht hierher zurückkam. Allerdings behaupteten diese Leute ständig, sie hätten für die Ukraine unglaubliche Opfer gebracht.

Erich Klein: Was ist mit den zwei Millionen Menschen, die die Ukraine in den letzten zehn, fünfzehn Jahren »verloren« hat, wie der Ausdruck in Bezug auf jene, die als Arbeitsemigranten nach Westeuropa gegangen sind, lautet?

Juri Andruchowytsh: Ich sehe sie eher als Potential an. Wenn die Lage in der Ukraine besser wird, bekommen wir mit diesen Menschen, sollten sie zurückkehren, einen äußerst produktiven Teil der Gesellschaft. Sie verdienen in Portugal oder Spanien ihr Geld und bauen hier ihre Häuser. Ich sehe das in meiner direkten Umgebung in Iwano-Frankiwsk. Es ist ihr Lebenstraum, ein Haus zu bauen – mitunter sind das tragische Geschichten. Vielleicht ist tragisch übertrieben. Sie gleichen Sisyphos, sie bauen und bauen, dann kommt die Zeit, da die Kinder und Verwandten weg sind, und das Haus steht leer da.



JURI ANDRUCHOWYTSH, * 1960 in Iwano-Frankiwsk, ist Romancier, Dichter, Essayist und Übersetzer und gehört zu den bedeutendsten Autoren seines Landes. International gilt er als die literarische Stimme der neuen Ukraine. Nach dem Studium der Journalistik begann Andruchowytsh zunächst als Lyriker. Legendar ist seine Performance-Gruppe »Bu-Ba-Bu« (Burlesk-Balagan-Buffonada), die er 1985 mit Viktor Neborak und Oleksandr Irwanets gründete. Er engagiert sich u. a. als Vizepräsident des ukrainischen Schriftstellerverbandes und ist Chefredakteur der zentraleuropäischen Literaturzeitschrift *Zug 76* (www.potyah76.org.ua). Zahlreiche Auszeichnungen und Preise: u. a. Herder-Preis der Töpfer-Stiftung (2001), Buchpreis zur Europäischen Verständigung, Leipzig (2006)

Publikationen (Auswahl): *Das letzte Territorium*, Essay (2002); *Mein Europa* (mit Andrzej Stasiuk, Sofia Onufriv und Martin Pollack 2004); *Zwölf Ringe*. Roman (2005); *Moscoviada*. Roman (2006); *Engel und Dämonen der Peripherie*, Essays (2007). Juri Andruchowytsh lebt in Iwano-Frankiwsk.



Tymofij Havryliv

Du sollst Weiß nicht verraten!

Und der Herr schuf die Landkarte. Auf der Landkarte lag ein Landstrich, und in dem Landstrich lebten Bewohner. Der Herr sagte: »Hier ist Schwarz, und hier ist Weiß,« und setzte sie ein zu Wächtern über Weiß. Und sprach mit den Worten des Propheten: »Zum Wächter über sie aber setze ich ein das Wort.« Seit dieser Zeit hielten die Bewohner des Landstrichs auf der vom Herrn geschaffenen Landkarte Wache. Wenn die einen schliefen, wachten die anderen. Wenn die anderen schliefen, wachten die einen. Wenn Kinder geboren wurden, lehrte man sie: »Das ist Schwarz, und das ist Weiß.« Man lehrte sie, Fremdes zu achten und das Eigene nicht zu verachten. Verachten sollten sie Schwarz.

Alle paar Jahre kam es zu einem erbitterten Krieg zwischen Schwarz und Weiß. Des göttlichen Gebots eingedenk übernahmen die Bewohner des Landstrichs die Verteidigung von Weiß. »Vorwärts-Weiß! Vorwärts-Weiß!« skandierten sie. Sie waren nicht zahlreich, aber der Herr hatte ihnen kräftige Stimmen verliehen: »Schwarz muss weg! Schwarz ist Dreck!« Und: »Weiß ist hui, Schwarz ist pfui!«

Es siegte Schwarz. »Es ist der Herr, der uns auf die Probe stellt«, sagten sie. »Der Herr ist weise und unendlich geduldig«, fügten sie hinzu. Mit der Zeit stellte sich heraus, dass Schwarz nicht ganz so schwarz war. »So ganz schwarz ist Schwarz nun auch wieder nicht«, sagten sie. Und fügten hinzu: »Sogar ein bisschen weiß«.

Nach einigen Jahren kam es erneut zu einem Krieg zwischen Schwarz und Weiß, und diesmal ging es um Leben und Tod. Die Bewohner des Landstrichs auf der vom Herrn geschaffenen Landkarte übernahmen die Verteidigung von Schwarz, das weiß geworden war. Tapfer schlugen sie sich gegen Schwarz-Schwarz. »Vereinigen wir uns! In der Einheit liegt die Stärke! Nur so werden wir Schwarz überwinden!«, sagten sie. Und fügten hinzu: »Nieder mit dem schwarzen Dreck! Weiß ist unsres Lebens Zweck!« Sagten es und vereinigten sich. Stellten sich dicht an dicht und sagten: »Wir sind vereint«. – »Wie wollt ihr vereint sein, wenn ihr doch nichts als ein großer Haufen seid, in dem jeder jedem auf die Zehen tritt?« – »Wir sind so zahlreich, weil wir vereint sind.«

Es siegte Schwarz. »Der Herr stellt uns auf die Probe«, sagten sie. »Der Herr ist weise und geduldig«, fügten sie hinzu. Mit der Zeit stellte sich heraus, dass Schwarz nicht ganz so schwarz war. »So ganz schwarz ist Schwarz nun auch wieder nicht«, sagten sie. Und fügten hinzu: »Sogar ein bisschen weiß«.

Nach einigen Jahren rief sie der Herr wiederum in den Krieg gegen Schwarz. »Hört ihr denn nicht? Der Herr ruft euch!« – »Hört doch, wie der Herr uns ruft!« Und sie zogen in den Krieg. »Ja zu Weiß! Nein zu Schwarz!«, sagten sie. Und fügten hinzu: »Schön ist Weiß, Schwarz ist Scheiß!«.

Es siegte Schwarz. »Der Herr stellt uns auf die Probe«, sagten sie. »Der Herr ist weise und geduldig«, fügten sie hinzu. Mit der Zeit stellte sich heraus, dass Schwarz nicht ganz so schwarz war. »So ganz schwarz ist Schwarz nun auch wieder nicht«, sagten sie. Und fügten hinzu: »Sogar ein bisschen weiß.«

Nach einigen Jahren tobte ein schrecklicher Krieg zwischen Schwarz und Weiß. Die Bewohner des Landstrichs auf der vom Herrn geschaffenen Landkarte übernahmen die Verteidigung von Schwarz, das weiß geworden war. Verzweifelt kämpften sie gegen Schwarz-Schwarz. »Wir alle sind vereint, gemeinsam schlagen wir den Feind!«, sagten sie. Und fügten hinzu: »Weiß ist nicht aufzuhalten.« Es regnete, später schneite es. Es siegte Weiß.

Ein halbes Jahr war noch nicht hingegangen, als der Herr sie wiederum in den Krieg gegen Schwarz rief. »Aber es hat doch Weiß gesiegt«, wunderten sie sich. »Du sollst Weiß nicht verraten!«, hörten sie da. »Wer spricht da?« fuhren sie zusammen. – »Ich.« – »Wer ich?« – »Ich, euer Hirte.« – »Dann zeige dich uns.« - Und da hörten sie: »Du sollst Weiß nicht verraten!« Also zogen sie in den Krieg gegen Schwarz. »Aber wir haben Schwarz doch besiegt« wunderten sie sich. - »Besiegt ja, aber es lechzt nach Revanche«, hörten sie da. »Wer spricht da?« fuhren sie zusammen. – »Ich.« – »Wer ich?« – »Ich, euer Hirte.« Also gingen sie. Ohne den früheren Eifer, aber schließlich hatte der Herr gerufen. »So stellt der Herr uns auf die Probe, damit wir nicht mehr wissen, wo Schwarz und wo Weiß ist« versuchten sie eine Erklärung zu finden. »Weiß ist super, Schwarz ist eklig!« sagten sie, wenn auch weniger überzeugt als früher. Und wenn sie »Weiß hat Reiz, mit Schwarz ins Abseits!« riefen oder »Freie Fahrt für Weiß! Nein zur schwarzen Revanche!«, dann schwang in ihren Stimmen der Zweifel mit.

Es siegte Weiß, doch dann stellte sich heraus, dass es Schwarz war, das nun weiß war.

»Keine Angst, es ist nicht mehr das Schwarz, das schwarz war«, hörten sie da. »Wie ist es dann?« – »Ein bisschen weiß.«



Aus dem Ukrainischen von Harald Fleischmann

TYMOFIJ HAVRYLIV, *1971 in Ivano-Frankiwsk, hat seinen ersten Gedichtband *Arabesken der Erinnerung* 1995 in Kiew veröffentlicht und wurde mit dem Literaturpreis »Blahovist« ausgezeichnet. Seitdem sind weitere Lyriksammlungen von ihm erschienen. Als Übersetzer und Herausgeber macht sich Havryliv um die Werke von Georg Trakl und Thomas Bernhard verdient. Demnächst erscheint sein Odysseus-Roman im Ammann Verlag.

UKRAINE

14. bis 16. November 2008

FREITAG, 14. 11. 2008

19.00 Uhr

Begrüßung

WALTER FAMLER
Generalsekretär Alte Schmiede
Kunstverein Wien

Eröffnung

DR. ANDREAS
MAILATH-POKORNY
Stadtrat für Kultur

Eröffnungsvortrag

JURKO PROCHASKO

Pause

20.30 Uhr

Lesung

TARAS PROCHASKO
Einleitung:
Maria Weissenböck

21.00 Uhr

Lesung

NATALKA SNIADANKO
Einleitung:
Erich Klein

Alle Lesungen finden in
deutscher Sprache statt.

SAMSTAG, 15. 11. 2008

15.00 Uhr

Lesung

ELISABETH MARKSTEIN
über *Leben und Schicksal* von
Wassili Grossmann
im Gespräch mit Erich Klein

16.00 Uhr

Lesung

DOREEN DAUME
liest aus ihrer deutschen
Übersetzung von Bruno Schulz
Die Zimtläden

Pause

17.00 Uhr

Lesung

ANDREJ KURKOW
Robert Reinagl liest die
deutsche Übersetzung

18.00 Uhr

Lesung

OSTAP SLYVYNSKY UND
IGOR POMERANZEV
Einleitung: Claudia Dathe
und Erich Klein

Pause

19.00 Uhr

Podiumsdiskussion:
Ukraine - Zentrum Europas?
Mit Juri Andruchowytsh,
Mircea Cărtărescu, Andrej Kurkow,
Ulrike Lunacek, Martin Pollak, Natalka
Sniadanko
Moderation: Erich Klein

Pause

21.00 Uhr

Lesung

JURI ANDRUCHOWYTSCH
Einleitung: Erich Klein

22.00 Uhr

Lyrik und Musik

JURI ANDRUCHOWYTSCH
VIKTOR NEBORAK
SERHIJ ZHADAN
DYAS – Drenska Yova &
Andrej Serkow

SONNTAG, 16. 11. 2008

11.00 Uhr *via donau*

Ort: Brigittenauer Sporn, 20., Am Brigittenauer Sporn 7
(Straßenbahn D, Haltestelle Nussdorf)

Matinee

Graue Donau, Schwarzes Meer
Mit Juri Andruchowytsh,
Mircea Cărtărescu, Dragan Velikic,
Erich Klein, Christian Reder und
Ferdinand Schmatz

Ab 16 Uhr Lesungen im Odeon

16.00 Uhr

Lesung

CLAUDIA ERDHEIM
Längst nicht mehr kosher.
Die Geschichte einer Familie

17.00 Uhr

Lesung

ASKOLD MELNYCZUK
Einleitung und Lesung:
Martin Amanshauser

Pause

18.00 Uhr

Lesung

TYMOFIY HAVRYLIV
Einleitung: Harald Fleischmann

19.00 Uhr

Lesung

SERHIJ ZHADAN
Einleitung: Claudia Dathe

20.00 Uhr

Lesung

MIRCEA CĂRTĂRESCU
Warum wir die Frauen lieben
Einleitung: Erich Klein. Robert Reinagl
liest die deutsche Übersetzung

